

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 37.

Elbing, den 13. Februar.

1891.

Der Mann ohne Kopf.

Novelle von Woldemar Urban.

1)

Nachdruck verboten.

I.

Der Saal war überfüllt. Heiß und beklemmend lag die dicke Atmosphäre auf der eleganten Versammlung, und der Redner auf der Tribüne setzte im Schweiß seines Angesichts und in stundenlanger Rede die humanitären Zwecke der Versammlung auseinander. Die kleine, hübsche Kommerzienrätin Claasen war schon längst vom Anhören dieser endlosen Perioden ermüdet und beschränkte ihre Geistesfähigkeit darauf, sich zu überlegen, warum die echte Humanität, von der der junge Redner soviel sprach, einer so fürchterlichen Anstrengung bedürfe, um bei den Mitmenschen gemerkt zu werden, warum die endlosen, weltlichen Wohlthätigkeitsbazare und Vorstellungen nötig waren, wenn jeder — wie sich das doch eigentlich von selbst verstand — das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Aber die rundliche Dame kam auch mit diesen Überlegungen zu keinem greifbaren Resultat und gab sich schließlich beunruhigenden Zweifeln an der Sorgsamkeit und Vorsicht ihrer Bonne hin, der sie im Kontor ihres Mannes den Auftrag gegeben hatte, die kleine Lisbeth, ihre einzige Tochter, nach Hause zu geleiten. Wenn dem Kinde auf der Straße etwas passierte! Die Kommerzienrätin wurde höchst unruhig und wünschte in der Aufregung ihres Mutterherzens den Redner mit samt seiner dauerhaften und geräuschvollen Humanität hin, wo der Pfeffer wächst. Aber das nützte nichts! Im Gegenteil fuhr der Redner mit einer höchst unglücklichen Redeenergie fort: „Die Bedürfnislosigkeit, meine Herrschaften, befördert die Aufopferungsfähigkeit, woraus konsequenterweise folgt, daß das Bedürfnis in seiner höchsten Ausbildung, dort, wo es Luxus wird, die Aufopferungsfähigkeit, die Humanität, und auch den Patriotismus verschlingt. Die Geschichte der Völker, die Entfaltung, Blüthe und der Verfall ihrer Kultur bestätigt diesen Erfahrungssatz —“

„Wenn sie nur nicht durch die Friedrichsstraße gegangen sind, dort sind immer viel Wagen und Menschen,“ dachte Frau Claasen bei sich.

„ — — — Die Kultur des Herzens, meine Herrschaften, das ist's, was uns fehlt. Die Kultur des Herzens und der Innerlichkeit, die allein

berufen sind, die schönen Blüthen der Humanität zu zeitigen, das Weltelend zu mildern, lassen uns diese angelegen sein. Bieten wir dem wilden Kampf ums Dasein, wie es in nie dagesewesener Weise in unseren Kulturzentren, in unseren Weltstädten entbrannt ist; bieten wir dem Naturalismus, dem Egoismus der Neuzeit, diesem Gift der Humanität, ein Paroli, lassen Sie uns, meine Herrschaften — —“

„Gott sei Dank,“ dachte Frau Claasen und zupfte ihre Handschuhe zurecht, „jetzt kommt er zum Schluß. Nun aber rasch nach Hause! Mein Gott, es wird doch nichts passiert sein. Das wäre ja schrecklich. Komm,“ sagte sie dann, als der Redner glücklich geendet hatte, zu ihrem Mann, „komm, rasch nach Hause.“

„Wir müssen doch dem Redner erst noch unsern Dank aussprechen und speziell ich als Vorstandsmitglied kann nicht umhin, ihn zu einem Tropfen Beube Cliquot einzuladen,“ erwiderte der Kommerzienrath.

„Um's Himmelswillen, Fritz, ich kenne Deine Tropfen“ — —

„Saß das gut sein, Miezchen, es geht nicht anders.“ Professor Kauscher hat mit seiner Rede Wunder geleistet, wir müssen ihn in zarter Weise entschädigen.“

„Ich sehe keine Wunder, Fritz, und Du wirst mich deshalb wohl entschuldigen, wenn ich direkt nach Hause fahre.“

„Nein, um keinen Fall. Wir gehen nach dem Vorstandszimmer hinüber, die Damen sind alle da, sie müssen die Honneurs machen. Mein Gott, das ist doch nicht zu viel verlangt! Wann man auch nicht verlangt, daß Ihr euch direkt an der Lösung der sozialen Frage beteiligen sollt, so müßt Ihr doch wenigstens gewisse gesellschaftliche Pflichten übernehmen, die — — kurz, es geht nicht anders, Miezchen, Du mußt mit.“

„Fritz!“ sagte die junge hübsche Frau bittend, und in ihrem Blick lag eine Welt voll Gemüth und Gefühl, „ich muß nach Lisbeth sehen.“

Kommerzienrath Claasen war nicht mehr jung, aber doch auch noch nicht so alt, daß er für derlei hätte unempfindlich sein sollen.

„Liebes Kind,“ sagte er fast ein wenig verlegen, „wie Du willst. Ganz wie Du willst. Aber Du wirst nicht verlangen, daß ich Dich begleite. Es würde doch etwas sonderbar aussehen.“

„Ich verlange ja das auch gar nicht. Löse Du nur Deine soziale Frage weiter, wenn ich

nur nicht dabei sein muß. Aber, nicht wahr, Fritz, nicht zu viel!"

Dabei hob sie den Finger schelmisch drohend empor.

"Aber, liebes Kind, wer wird denn so sein! Ein oder zwei Glas."

"Na na!"

Er küßte ihr galant die Hand und brachte sie an den Wagen. Wenige Minuten später hielt der Wagen vor einer eleganten Villa der Thiergartenstraße und Frau Kommerzienrätthin Claasen stieg rasch aus.

"Wo ist Lisbeth?" fragte sie den ihr öffenen Diener.

"In ihrem Zimmer, gnädige Frau."

"Ist sie schon lange da? Fehlt ihr nichts?"

"Nicht daß ich wüßte, gnädige Frau. Sie ist vor etwa einer Stunde mit Fräulein Berger nach Hause gekommen."

Sie ging rasch an ihm vorbei und rief laut ins Haus hinein:

"Lisbeth, Lisbeth!"

Ein etwa achtjähriges, reizendes Kind mit langen blonden Haaren und zartem roßigen Teint sprang ihr entgegen, die dunkeln Blauaugen strahlend vor Glück.

"Mama, liebe Mama, bis Du wieder da? Ich habe mich so nach Dir gesehnt."

"Mein armes Kind!"

Sie schloß es lebhaft in ihre Arme und küßte es auf die vollen, wunderbar frisch rothen Lippen.

"Ei, Lisbeth, wo hast Du denn die schöne Rose her?" fragte sie dann und deutete auf eine prachtvolle, gelbe Theerose, die das Kind an der Brust trug.

"Von Herrn Zimmermann, Mama."

"Herr Zimmermann? Wer ist denn das?"

"Aber Mama! Kennst Du denn Herrn Zimmermann nicht? In Papas Kontor."

"In Papas Kontor, Lisbeth? Nein, wirklich, ich kenne ihn nicht. Ich kenne von all' den Herren nur Herrn Börner, den Buchhalter. Welcher von den übrigen ist denn Dein freundlicher Herr Zimmermann?"

"Der neben dem Mann ohne Kopf sitzt."

"Neben dem Mann ohne Kopf? Aber Lisbeth, es giebt doch keine Männer ohne Kopf!"

"Na, Mama, aber der neben Herrn Zimmermann sitzt, der hat keinen! Wo oben der Rocktragen ist, da guckt nichts heraus, da ist es alle."

"Kind, Kind, was hast Du denn gesehen? Das ist doch gewiß nicht wahr!"

"Aber Mama, ich werde doch nicht lügen. Ich habe es ganz genau gesehen. Aus dem Rocktragen guckt ein großer Henkel aus schwarzer Farbe heraus und weiter nichts. Kein Kopf und nichts", betheuerte das Kind.

"Das ist ja unnötlich, Lisbeth."

"Ich will Dir's zeigen, Mama, wenn Du mir nicht glaubst. Komm, ich will Dir's zeigen." —

Das Kontor von Claasen und Co. war ein

wenig beneidenswerther Aufenthalt. In den Partieräumen eines Hofhauses gelegen, umgeben von himmelhohen Häusern, wie man sie im Innern von Berlin praktisch findet, fiel nur in der Zeit der Sommerferien die Sonne für einige Minuten in eines der großen Bogensfenster, hinter deren staubigen Scheiben die Herren saßen und ihrer auch nicht sonderlich hinreißenden oder geistig aufrichtenden Thätigkeit oblagen. War die Sommerferien vorbei, dann sahen die Herren die Sonne für den Rest des Jahres nicht wieder, und es wäre garnicht so unverzeihlich gewesen, wenn sie auf den Gedanken gekommen wären, sich am Nordpol zu befinden. Gäßlicht, trockene Luft und andere unvermeidliche Uebelstände vertrieben im ewigen Einerlei der Jahre auch das hartnäckigste Roth auf den Wangen.

Am den Fenstern des Kontors entlang war eine Reihe Schreibpulte aufgestellt, und wenn man von dem etwas weiter zurückgelegenen Privatkontor des Herrn Kommerzienrath Claasen nach dem dritten dieser Schreibpulte sah, so konnte man allerdings auf den Gedanken kommen, daß da ein Mann ohne Kopf sitze, weil der betreffende Herr, der dort saß und schrieb, seinen Kopf so tief auf seine Schreiberei herabgebeugt hatte, daß — wie die kleine Lisbeth ganz richtig gesehen hatte — aus dem Rocktragen weiter nichts als ein großer Henkel herausah.

"Siehst Du, Mama, da sitzt er, da sitzt der Mann ohne Kopf," klang plötzlich die kleine Stimme des Kommerzienraths-Tochterchens durch das stille Kontor, woraus die jüngeren Herren im Kontor sofort in ein nur schlecht unterdrücktes Lachen ausbrachen und der betreffende Herr selbst tief erröthend aufsprang.

"Willst Du wohl still und artig sein, Du kleine Unart," sagte Frau Claasen ebenfalls erröthend und verlegen ob der etwas schlecht angebrachten Offenheit des Kindes. "Geh' und bitte den Herrn sofort um Verzeihung."

Damit trat sie mit dem Mädchen aus dem Privatzimmer ihres Mannes heraus und führte es direkt zu dem Schreiber hin. Zögernd, mit kleinen langsamen Schritten und scheuen Blicken näherte sich Lisbeth. Dann senkte sie die hübschen, kindlichen Augen verschämt, brachte aber kein Wort der Entschuldigung über die Lippen. Der Herr, der von seinem Sessel aufgestanden war und in respektvoller gebeugter Haltung vor seiner Gebieterin stand, sah flüchtig und wieder hastig erröthend über sie hin. Er war ein Mann von einigen fünfzig Jahren. Sein Gesicht war bleich und verhämt, sein Haar dünn und stark ergraut, auch sein Anzug und seine ganze Haltung machten einen düstigen, verkalkten Eindruck. Die hageren, faltigen Hände, die müden Augen, die kraftlose Gestalt erzählten lange, wichtige Kapitel von des Lebens Sorge und Arbeit und ließen den Mann älter erscheinen, als er war. Frau Kommerzienrätthin Claasen sah den Mann fast erschrocken an.

"Nun? Wird's bald?" herrschte sie die

ängstliche Kleine mit ganz ungewohnter Heftigkeit an.

„O, es hat durchaus nichts zu sagen, gnädige Frau. Ich bin ja für alle Welt der Mann ohne Kopf, warum sollte ich's nicht für Ihr Töchterchen sein?“

Der Mann hatte eine bescheidene, unterwürfige Sprache, gleichwohl glaubte Frau Claasen ein leises Bittern der Stimme, wie von einer tiefen, inneren Erregung, zu vernehmen. Sie hatte unwillkürlich das Gefühl, daß, wenn auch der Herr, der so demüthig und ergeben vor ihr stand, wirklich für alle Welt der „Mann ohne Kopf“ war, er deshalb doch nicht auch der Mann ohne Herz sei. Wenn auch alle Welt ihn so nannte, so fühlte er deshalb die Mißachtung und die frivole Spottsucht, welche darin lag, oder darin liegen konnte, gewiß nicht weniger. Im Gegentheil glaubte sie, daß ein solcher entwürdigender Spitzname ein Fluch für den Betreffenden werden konnte.

„Nun, so gestatten Sie mir, Herr — —“

„Schmalmann heiße ich, gnädige Frau.“

„So gestatten Sie mir, Herr Schmalmann, Sie für mein Töchterchen um Verzeihung zu bitten. Sie hat sich wirklich nichts Unrechtes dabei gedacht und hat Ihnen nichts Böses sagen wollen.“

„O, gnädige Frau Kommerzienrätthin, es hat wirklich nichts zu sagen. Es giebt — in gewisser Beziehung — so viele Leute ohne Kopf, weshalb sollte ich es deshalb so sehr übelnehmen, wenn man mich so nennt?“

„Sind Sie kurzschichtig, Herr Schmalmann?“ fragte Frau Claasen, um das etwas peinliche Gespräch auf ein weniger heißes Thema zu bringen.

„Ja. Ich bin ein wenig kurzschichtig.“

„Ein wenig? Sie sollten einmal einen guten Augenarzt zu Rathe ziehen, damit Sie Ihre Augen nicht unnötig anstrengen.“

„Ja, gnädige Frau, das sollte ich wohl.“

„Wie? Und warum thun Sie es nicht?“

„Gnädige Frau — — ich — meine Augen sind das Schlimmste nicht. Ich denke, sie werden mich schon aushalten.“

„Sie aushalten? Wie verstehen Sie das, Herr Schmalmann?“

Herr Schmalmann wurde sehr verlegen. Frau Claasen sah das und fühlte wohl auch, daß der Herr nicht gewillt war, allerlei hier im Kontor vor seinen jüngeren Kollegen zu erörtern. Da sie aber sah, daß er wirklich Sorgen, große, tiefe Sorgen hatte, so wollte sie ihn nicht so ohne weiteres loslassen.

„Ach, Sie haben wohl die Güte, Herr Schmalmann, und vertreiben mir dort ein wenig die Zeit. Kommen Sie hier herein, ich warte hier auf meinen Mann und so lange werden Sie wohl Zeit haben. Ich nehme die Verantwortung auf mich.“ Damit ging sie mit ihm und Lisbeth in das Privatzimmer des Herrn Kommerzienraths, wo er sich ihr gegenübersetzen mußte.

„Nun? Weshalb lassen Sie Ihren Augen die erforderliche Pflege nicht zu theil werden?“

„Ich — — gnädige Frau werden es mir nicht übel nehmen, aber ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen.“

„Wie, Herr Schmalmann? Auch hier nicht? Kann ich Ihnen nicht vielleicht behilflich sein?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Vielleicht wünschen Sie einen Urlaub, Herr Schmalmann? O, Sie müssen mir vertrauen. Ich kann schon etwas ausrichten bei meinem Mann.“

„Es würde mir nichts nützen, gnädige Frau.“

„Oder, seien Sie doch offen zu mir, Herr Schmalmann, oder brauchen Sie Geld?“

„Nein, es würde mir wohl erst recht nichts nützen.“

„Aber um Himmelswillen,“ erwiderte Frau Claasen erstaunt, „damit ist doch den Leuten sonst immer geholfen?“

„Hm, ja! O ja, wenn die gnädige Frau glaubt, o natürlich!“

„Sie scheinen es aber trotz Ihrer Bestätigung zu bezweifeln, Herr Schmalmann.“

„Ach nein, gnädige Frau, ich glaube nicht, daß ich schon einmal im Leben etwas mit Erfolg bezweifelt hätte, was andere Leute behauptet haben. Ich weiß nur, daß mir Ihre gütige Hilfe und Aufmerksamkeit nichts helfen würde. Ich könnte sie ja gleichwohl annehmen, gnädige Frau, denn Wohlthaten sind immer Wohlthaten, aber ich fürchte, ich mache die Wohlthaten, die Sie mir zuzuwenden die Güte haben, Andern, die Sie vielleicht besser brauchen und nöthiger haben, abwendig, und deshalb sage ich Ihnen lieber gleich, gnädige Frau, daß Sie mir vorausichtlich nichts helfen würden.“

„Aber ich sollte doch meinen, Herr Schmalmann, daß Sie in einem offenbaren Irrthum befangen sind. Wenn Sie durch mich die Mittel erhalten können, Ihre Augen zu schonen und zu bessern, warum wollen Sie diese Mittel nicht annehmen? Ist das nicht eine Wohlthat, die Ihnen unter allen Umständen zu gute kommt, deren Sie bedürftig sind? Ist es denn nicht vielleicht nur ein übermüthiger Stolz, mit dem Sie meine Hilfe zurückweisen?“

Dieses letztere Argument wollte selbst bei Frau Claasen nicht versagen. Ein Blick auf die Gestalt des Herrn Schmalmann bewies ihr, daß es eine Thorheit sei, in ihm irgendwelchen unberechtigten Stolz zu suchen.

„Ja, gnädige Frau,“ sagte dieser trotzdem mit ruhiger Ergebenheit, „so sollte man wohl meinen, allein ich bin überzeugt, daß ich weder im Irrthum, noch zu stolz bin, um Ihre freundlichen Zuwendungen anzunehmen. Wie ich Ihnen schon zu sagen mir erlaubte, hoffe ich, daß mich meine Augen wohl aushalten werden — —“

„Ja, aber Herr Schmalmann, eben das sollen Sie mir erklären.“

„Zu dienen, gnädige Frau, es ist nichts einfacher als das. Ebenso wenig wie man an

einen ausgedienten Stiefel neue Absätze macht, oder auf einen verdorrten Stamm neue Pfropfreiser setzt oder einen zerprungenen Topf wieder glasirt, ebensowenig hat es einen praktischen Sinn, an mir herumzubessern. Gnädige Frau, die Leute nennen mich nicht ohne Grund den Mann ohne Kopf. Sie haben recht; ich habe wirklich keinen Kopf. Hätte ich einen, so würde ich nicht der sein, der ich bin. An mir wird der harte Spruch zur Wahrheit: Wer sich nicht selbst helfen kann, dem ist nicht zu helfen.“

„Das wollen wir doch erst einmal sehen,“ rief Frau Claasen in edelmüthiger Kampfeslust.
„Genau so sagte ich auch, gnädige Frau — vor dreißig Jahren!“

„Papa, Papa!“ rief plötzlich die kleine Visbeth, und in der That trat Herr Kommerzienrath Claasen in diesem Augenblick lebhaft und mit leichtgeröthetem Gesicht in sein Kontor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Welche ungeheure Menge von Staubtheilchen von uns fortwährend mit der Luft eingeathmet werden, ist aus den Berichten zu ersehen, welche John Mitlen wiederholt in englischen Zeitschriften über seine Versuche, die Menge der Staubtheilchen in der Luft zu bestimmen, veröffentlicht hat. Seinen Mittheilungen ist das interessante Ergebnis zu entnehmen, das er unter sonst gleichen Umständen fern von einer Großstadt in einem Kubikcentimeter 500, an einem Küstenort 5000, in Edinburg 45,000 Staubtheilchen fand. Im Sitzungsaal der Royal Society fand er dicht über dem Fußboden 275,000, unter der Zimmerdecke 3,000,000 Theilchen in einem Kubikcentimeter. Wie sehr der Staubgehalt der Zimmerluft durch Erwärmung mit Gasflammen erhöht wird, ist aus der Beobachtung zu ersehen, daß in einem Zimmer, in dem vier Gasflammen brannten, die Zahl der Staubtheilchen in zwei Stunden von 426,000 auf 46,000,000 in einem Kubikcentimeter stieg. In Stuben mit Ventilation wird diese Wirkung der Gasflammen zum größten Theil aufgehoben. Das Verfahren von Mitlen besteht darin, daß er die Luft mit Wasserdampf sättigt, wodurch alle sonst unsehbaren Staubtheilchen sich mit Wasserdampf umhüllen und so, gleichsam zu kleinen Tröpfchen verwandelt, sichtbar werden. Die zu untersuchende Luftmenge wird mit einem bekannten viel größeren Quantum staubfreier Luft gemischt, so daß sich die Staubtheilchen auf einen weit größeren Raum vertheilen können. Die in diesem befindlichen Wassertropfchen werden mittelst einer sinnreichen Spiegelvorrichtung gezählt, woraus sich der Staubgehalt der verdünnten Luft hinreichend genau berechnen läßt.

— Ein vorsichtiger Mann. Wie die „Neu-Nippiner Btg.“ erzählte, kam vor einigen Tagen zu einem dortigen Bank-Institut ein

hiederer Eingeborener einer kleinen Dorfschaft der Umgegend, wickelte ein Bankbuch aus dem rothen, baumwollenen Taschentuche und bat um die Herausgabe seiner vor einiger Zeit bei der Bank belegten Ersparnisse. Das Geld wurde ihm unter Einrechnung der Zinsen auf den Tisch gezählt, der Landmann überzählte es sehr vorsichtig und sagte dann zum Bankdirektor: „Et stimmt, Se könnt dat Geld aber man behollen, id hew in letzter Tid so vill von dem Prozeß Better=Cohn in de Zeitung lesen und woll man bloß sehen, ob Se dat Geld ok noch hadden.“

Heiteres.

* [Die Lieblingsspeise.] Mann (seit Kurzem verheirathet): „... Was meine Lieblingspeisen sind? Das werde ich Dir gleich sagen: Leberknödel, Schweinschaxen mit Sauerkraut, Blut- und Leberwürste . . .!“ — Frau: „Aber, schäme Dich doch, Adolt — so prosaisch und ordinär!“ — Mann: „Liebste, sei geschiedt! Was kann denn ich dafür, daß solch ein Götteressen so ordinäre Namen hat!“

* [Abgetrumpft.] Parvenu: „Tausend Mark beanspruchen Sie jährlich für die Erziehung meiner beiden Söhne. Das ist enorm. Dafür kann ich ja ein Paar Pferde haben!“ Lehrer: „Die werden Sie auch haben, wenn Ihnen das Honorar zu viel ist!“

* [Er kennt seine Leute.] Stammgast: „Sagen Sie mal, Kellner, ist nicht ein Herr Namens Bergmann heut hier gewesen?“ Kellner: „Jawohl, der Herr hat eben bezahlt und ist gegangen.“ Stammgast: „Bezahlt hat er? Dann war's nicht Bergmann!“

* [Probates Mittel.] Richter (zu einer Zeugin, die ihr Alter nicht angeben will): „Wenn Sie Ihr Alter nicht sagen wollen, dann schätz ich es! Sie sind 46 Jahre alt!“ — Zeugin (entriistet): „Bardon, 39!“

* [Groß genug.] Tante: „Weshalb weinst Du, Gretchen?“ — Gretchen: „Mama will den Papa nicht bitten, daß er mich ins Bad fahren läßt.“ — Tante: „Weshalb denn nicht?“ — Gretchen: „Mama sagt, jetzt bin ich schon groß genug, selbst in Ohnmacht zu fallen.“

* [Frage:] „Wer ist vornehmer, der Kaffee oder der Thee?“ Antwort: „Der Kaffee.“ Warum? „Der Thee muß ziehen, aber der Kaffee kann sich setzen.“

Profit!

Es ist ein altes weises Wort:
Das Wasser ist der beste Fort.
Wir stimmen heut' noch fröhlich ein,
Thun aber Malz und Hopfen d'rein.